

Myriam Keil **Das Kind im Brunnen**

Roman

A woman with long, wavy, reddish-brown hair is lying on her back against a black background. She is wearing a vibrant red, flowing dress. Her eyes are closed, and she has a serene expression. Her right arm is raised above her head, and her left hand rests near her chest. She is surrounded by numerous purple flowers, including roses and smaller blossoms, some of which are scattered around her and some are tucked into her hair. The lighting is dramatic, highlighting the texture of the dress and the colors of the flowers.

LESEPROBE

SEPTIME



© 2017, Septime Verlag, Wien
Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Nadine Kube
Umschlag und Satz: Jürgen Schütz
Umschlagbild: *To Dusk* © Brooke Shaden
Druck und Bindung: Christian Theiss GmbH
Printed in Austria

ISBN: 978-3-902711-68-7

www.septime-verlag.at

www.facebook.com/septimeverlag | www.twitter.com/septimeverlag

Myriam Keil
Das Kind im Brunnen
Roman



Für René

Teil I

Grenze zu Grenzen

1

Die Stadt ist voller überflüssiger Konturen. Ich berühre entfernte Details mit den Fingerkuppen, streiche über Häusergiebel, Schilderwälder, Autoschlangen, erschaffe für einen Moment geglättete Strukturen. Als bewegte Lichter huschen die Sonnenstrahlen über alles, was sie zu reflektieren vermag, treffen einen Briefkasten, dessen Leuchten meinen Blick einfängt. Das Gelb schlüpft unter meine Augenlider, bleibt auch nach einigem Blinzeln noch dort und erinnert mich an Verpflichtungen, Termine, behördlich gesetzte Fristabläufe. Jeder Tag besteht aus Fristen, eine an die andere gereiht; was die Behörden und Anwälte nicht übernehmen, das übernimmt der Alltag. Wo die Zeit bleibt, ist mir in solchen Momenten ein Rätsel. Dieser Tag macht mich krank, aber eigentlich nicht mehr als jeder andere. Dutzende von Besorgungen, gestern waren es ebenso viele, sie müssten längst alle getätigt sein, doch die Zeit geht verloren, kommt mir abhanden, ohne dass ich etwas dagegen tun kann.

Ich suche mir einen Weg, der aus den Häuserschluchten herausführt. Ich muss jetzt den Horizont sehen. Meine Hände zittern, kalter Schweiß trocknet klebrig auf meiner Stirn. Unter Menschen passiert mir das nicht selten.

Die Häuserreihen teilen sich, ich biege auf den Waldweg ein. Als ich von der Anhöhe aus schließlich den Horizont erblicke, wird es besser, äußerlich zumindest; die körperlichen Anzeichen gehen zurück, keine Schweißbildung mehr, der Herzschlag verlangsamt sich auf eine normale Frequenz. Ich taste mit dem Blick den Horizont ab, fixiere die Stelle, an der die Krümmung der Erde mir die Aussicht

auf alles Weitere versperrt, und befinde, dass es weit genug entfernt ist. An diesem Ort hat alles eine ausreichende Entfernung, um nicht bedrohlich zu wirken. In der Luft hängt der Geruch des Meeres, bilde ich mir ein; schließlich sind zwei Drittel der Erde damit bedeckt. Aber warum kann ich das Meer dann nicht sehen? Warum ist da hinten das Ende der Welt zu erkennen und doch nirgendwo das Meer?

Ich will mich umdrehen und gehen; der Horizont ist auch nicht mehr, was er einmal war. Doch plötzlich höre ich ein metallisches Klirren. Etwas muss durch den Schritt, den ich soeben gemacht habe, gegen einen der herumliegenden Steine geschleudert worden sein. Ich blicke in die Richtung, aus der das Klirren kam, und entdecke ein blitzendes Etwas in der Sonne. Bei genauerem Hinsehen erkenne ich einen silbernen Ring. Ich hebe ihn auf, lege ihn in meine Handfläche.

Der Ring wirkt zierlich, hat eine filigrane Musterung und einen kleinen eingefassten Stein. Auf der Innenseite entdecke ich Einkerbungen, Brüche in der glatten Oberfläche, einzelne Buchstaben springen mir entgegen. Ich nehme das Schmuckstück zwischen Daumen und Zeigefinger, drehe es, bis ich die Gravur vollständig entziffern kann:

Marc 11.07.2001.

Augenblicklich verändert sich der Ring. Er trägt jetzt einen Namen. Es kommt mir vor, als sei er schwerer geworden. Ich schüttele kurz den Kopf und hoffe, dass dadurch dieser seltsame Eindruck verschwinden wird. Mir ist, als könne ich die Geschichte dieses Ringes fühlen, ohne zu wissen, ob es eine glückliche oder eine traurige ist. Vor einem Jahr und neun Monaten, am 11.07.2001, hat sie begonnen. Ich kann nicht widerstehen und streife das silberne Ding

über den Ringfinger meiner linken Hand. Es wird nichts schaden, wenn ich ihn kurz anprobiere. Er hat die richtige Größe und fühlt sich gut an, doch es ist auch ein bisschen seltsam, das Leben eines anderen Menschen am Finger zu haben. Wie viele Männer mag es auf der Welt geben, die den Namen *Marc* tragen? Einige hunderttausend? Zu viele jedenfalls. Wahrscheinlich werde ich niemals darüber Kenntnis erlangen, wer dieser Mann ist. Und wer diejenige ist, die den Ring verloren hat. Was sich zwei Menschen am 11.07.2001 geschworen haben.

Als hätte ich etwas Verbotenes getan, eine Art Diebstahl begangen, so komme ich mir vor mit diesem fremden Ring an meinem Finger. Ich fühle mich plötzlich beobachtet. Hinter der nächsten Wegbiegung glaube ich jemanden verschwinden zu sehen, aber es könnte auch eine Täuschung gewesen sein, ein im Augenwinkel unscharf dargestellter Baum, der die Silhouette eines Menschen angenommen hat. Ich bin allein, jetzt auf alle Fälle.

Es können eigentlich nur wenige Minuten vergangen sein, seit ich den Waldweg betreten habe, denn ich erinnere mich nur an eine kurze Zeitspanne. Doch die Zeit hat mir einen Streich gespielt, der Himmel windet sich bereits unter den Pastellfarben der Abendsonne. Tatsächlich ist es über drei Stunden her, seit ich das Büro verlassen habe. Ich muss sehr lange hier auf dem Waldweg gestanden haben, mit einer Erinnerung, die etwas anderes sagt.

Der Rückweg kommt mir wesentlich länger vor als der Hinweg. Seltsam, normalerweise ist es umgekehrt. Ich befinde mich irgendwo auf dem letzten Drittel einer Autobahnbrücke. Vielleicht auch auf dem ersten Drittel, wenn

man es von der anderen Seite aus sieht. Auf welcher Seite beginnen Autobahnbrücken? Ich bleibe stehen, stütze die Ellenbogen auf das Geländer und sehe nach unten. Es gibt keinen Ort, an den ich jetzt zurückkehren könnte. Zurückkehren bedeutet, dass man schon einmal dort gewesen ist. Ich spüre ganz genau, dass ich in diesem Moment an jedem Ort der Welt zum ersten Mal wäre. Selbst zu Hause in meiner eigenen Wohnung: eine Fremde. Es ist, als hätte ich vergessen, was ich bereits kenne. Als wäre ich nicht mehr ich selbst; die Erinnerung an alle Umgebungen, die mein Körper je erfahren hat, einfach ausgelöscht.

Als ich klein war, hatte ich eine Ratte zum Aufziehen. Wenn man sie aufzog, raste sie über glatte Oberflächen, fiel dabei ständig auf ihre Rattenschnauze, rasselte sich wieder auf, raste weiter, fiel wieder hin. So kommt Perger mir vor. Er wuselt um mich herum und ich warte nur noch auf den Moment, in dem er lang hinschlägt. Er macht sogar die gleichen Geräusche wie die Ratte.

Hannah steht neben mir und grinst, während Perger mir irgendwas von effizienter Zeiteinteilung in unserem Amt erzählt. Wenn seine Ideen verwirklicht würden, meint er, könnten elf bis fünfzehn Prozent Zeit gespart werden. Zeit, in der man weitere Vorgänge bearbeiten könne. Eine perfekte Ausnutzung der zur Verfügung stehenden Arbeitskraft. Ich denke unterdessen darüber nach, wie viel effizienter sich unsere Ressourcen wohl nutzen ließen, wenn Perger sein allmorgendliches fünfundvierzigminütiges Zeitunglesen auf acht Minuten reduzieren würde.

Ich bin Hannah dankbar, als sie mich unter einem Vorwand von Perger wegzieht. *Nicht umdrehen*, raunt sie mir zu, als ich mich vergewissern will, dass er uns nicht folgt. Erleichtert höre ich hinter mir, dass er bereits ein neues Opfer für seine wilden Theorien gefunden hat.

Ich muss weitermachen, verkündet Hannah und ist im nächsten Moment auch schon in ihrem Büro verschwunden. Ein wenig verloren stehe ich einige Sekunden auf dem inzwischen leeren Flur herum, ehe auch ich mich in mein Büro begeben. Ein leerer Flur in einem Amtsgebäude, selbst in einem mit wenig Publikumsverkehr wie dem unseren, ist fast wie ein einsamer Waldweg; nur die Schritte, die man

auf ihm macht, sind ganz anders als jene unter freiem Himmel, erzeugen einen Widerhall, der die Einsamkeit hörbar werden lässt.

Wirklich bei der Sache bin ich heute nicht. Etwas unterscheidet diesen Tag von anderen Arbeitstagen und für einen Augenblick wünsche ich mir sogar Pergers nervtötendes Gequatsche zurück. Irritiert über meine seltsamen Anwandlungen gehe ich zur Toilette, um mich kurz zu erfrischen. Danach telefoniere ich zehn Minuten lang mit dem Geschäftsführer der T. J. GmbH und freue mich diebisch, dass er keine Ahnung davon hat, dass ich eine rauche, während ich mit ihm rede. Ob es ihn tatsächlich stören würde, weiß ich nicht, aber ich stelle mir gern vor, dass es das tut. Ich rauche nur selten und ausschließlich im Büro. Später füttere ich die Möwen vor meinem Fenster mit einem alten Stück Brot. Das halte ich für ziemlich effektiv. Auch ich brauche meine Erfolgserlebnisse.

Es ist kurz vor zwölf, als es an meine Bürotür klopft und Hannah den Kopf hereinstreckt, Bernd im Schlepptau. Ich gehe nicht besonders gerne in die Kantine, aber die beiden geben einfach nicht auf. Ich müsse mehr unter Leute, meint Hannah, und wenn ich das schon nicht nach Feierabend täte, dann solle ich wenigstens in die Kantine mitkommen. Als ob ein fünfmal die Woche stattfindender, dreißigminütiger Besuch einer Kantine meinen Mangel an sozialen Kontakten, der mich im Übrigen noch nie sonderlich gestört hat, beheben könnte. Aufs Jahr gerechnet sind das 260 Tage. Man beachte, dass davon noch sechsundzwanzig Urlaubstage, einige Gleittage, Feiertage, eventuell auch Krankheitstage abgehen. Was bleibt, sind circa 6.600 bis 6.900 Minuten

vergeudete Zeit pro Jahr. 110 bis 115 Stunden. Irgendwas zwischen viereinhalb und fünf Tagen, die ich sitzend in einer Kantine verbringe, während ich mittelmäßiges und mäßig gesundes Essen zu mir nehme und natürlich Konversation betreibe. Im weitesten Sinne. Doch Hannah besteht darauf, dass ich regelmäßig mitkomme. Ihre Argumente sind in meinen Augen keine, nur deswegen tue ich ihr den Gefallen; das Diskutieren mit jemandem, der glaubt, Argumente zu haben, ist so schrecklich öde, dass ich es mir nicht antun will.

Zieh nicht so ein Gesicht, es ist nur zu deinem Besten, sagt sie auch jetzt wieder. Ich schätze Hannah im Allgemeinen sehr für ihre Direktheit, aber manchmal geht mir diese Eigenschaft auch ziemlich auf die Nerven. Schweigend trotte ich neben den beiden her.

Habt ihr das von Raudinger & Sohn schon gehört?, fragt Bernd; er stellt die Frage irgendwo in den leeren Raum zwischen Hannah und mich. Als ich mich vergewissert habe, dass hinter uns niemand ist und er die Frage an uns beide gerichtet haben muss, schüttele ich den Kopf.

Nö, meint auch Hannah, *was denn?*

Bernd macht ein geheimnisvolles Gesicht. Ich beginne bereits, das Interesse zu verlieren. Wen kümmern schon Raudinger & Sohn, wenn er sie nicht selbst bearbeitet.

Insolvenz, sagt Bernd, als sei es eine Offenbarung.

Echt?, wundert sich Hannah.

War doch zu erwarten, bemerke ich gleichgültig und Hannah kichert boshaft etwas von der armen Sandra aus der Rechtsbehelfsstelle, die nun doch noch den Insolvenzlehrgang mitmachen müsse.

Warum sollte es ihr auch besser gehen als uns, findet Bernd. Ich unterdrücke mühsam ein Gähnen.

Als wir in der Kantine ankommen, hebt sich meine Laune nur mäßig. Bockwurstchen mit Kartoffelbrei oder lieber der pampige Milchreis mit Kirschen? Ich entscheide, das zu nehmen, was der Mensch nimmt, der vor mir in der Schlange steht. Er nimmt die Bockwurstchen. Nun denn.

Wollen wir beide nach Feierabend einen Kaffee trinken gehen?, fragt Hannah, während Bernd noch an der Kasse mit der Kassiererin über den stolzen Preis für ein Päckchen Senf diskutiert. Hannah hat mir die Kaffeefrage schon öfter gestellt. Für gewöhnlich lehne ich ab und sie akzeptiert es. Doch dieses Mal gibt sie nicht auf. Ihre Hartnäckigkeit verwirrt mich dermaßen, dass ich mich am Ende darauf einlasse.

Bernd hat seine Debatte mit der Kassiererin beendet. Mit hochoberhobenem Haupt und ohne Senf kommt er an unseren Tisch. Ich sehe, dass es Hannah schwerfällt, sich einen bissigen Kommentar zu verkneifen, doch sie beherrscht sich. Abgesehen von seinem Geiz ist Bernd ganz nett und sie möchte es sich nicht mit ihm verderben. Ich kann mir gut vorstellen, dass sie die übrigen Kollegen für noch bescheuerter hält als ihn.

Wir reden heute während des Essens nicht viel. Bernd trauert ganz offensichtlich dem verschmähten Senf hinterher, weigert sich aber strikt, von Hannahs oder meiner Portion etwas anzunehmen. Hannah wiederum scheint von seinem Verhalten ziemlich genervt zu sein. Und ich bin zufrieden, weil sich wieder einmal bewahrheitet hat, welche Zeitverschwendung der tägliche Kantinengang ist.

Ich hole dich um halb fünf ab, bestimmt Hannah, als wir wieder im Amt sind. Jeder Versuch, mich vorher irgendwie abzusetzen, scheint aussichtslos; Hannah stellt für diesen Fall klar, sie lasse ihre Tür offen und behalte meine im

Auge. Es ist nicht unbedingt immer von Vorteil, dass ihr Büro schräg gegenüber meinem liegt.

Bernd drückt auf den Knopf am Fahrstuhl. Normalerweise gehen wir die zwei Etagen zu Fuß, aber Hannah bleibt ebenfalls neben dem Fahrstuhl stehen.

Ich nehme die Treppe, sage ich.

Wir müssen doch in den fünften, erwidert Hannah, *hast du vergessen, Besprechung*.

Ich will trotzdem die Treppe ansteuern, aber die Tür des Fahrstuhls öffnet sich bereits, und bevor ich behaupten kann, nochmal kurz in mein Büro zu müssen oder zur Toilette, ist es zu spät. Schon stehe ich neben den beiden in der kleinen Kabine, die Tür schließt sich. Es wird irgendwie gehen, beruhige ich mich, einfach atmen, die Augen zumachen, bis zehn zählen, spätestens bei zehn sind wir da. Eins, hinter den Lidern ist es dunkel, das geht so nicht, Augen wieder öffnen. Zwei, das Fahrstuhllicht ist grell, entspringt einer einzigen Lichtquelle über meinem Kopf. Drei, Feuchtigkeit an meinen Händen, nur Schweiß, nichts weiter, nur Schweiß, das bin nur ich. Vier, so wenig Luft, Geruch wie feuchter Moder, die beiden anderen sind da, sie atmen ruhig, darauf konzentrieren. Fünf, ist dir schlecht, das ist Hannah, nicht mehr zählen, Stein, Fuge, Stein, Fuge, Stein ...

Iris, ist alles okay? Hannahs besorgtes Gesicht taucht vor mir auf. Sie zerrt mich aus dem Fahrstuhl auf den Flur hinaus, streichelt beruhigend über meine Wange. *Meine Güte, du machst vielleicht Sachen*, seufzt sie, *du bist ja kreidebleich und zitterst. Wir sollten dir die Beine hochlegen*.

Ist wieder in Ordnung, sage ich und versuche krampfhaft, mich auf den Beinen zu halten.

Was ist denn jetzt mit der Besprechung?, will Bernd wissen.
Hast du keine anderen Probleme, zischt Hannah, *ich bringe
Iris jetzt in ihr Büro.*

Kann ich helfen?, fragt Bernd.

Ich mache das schon, sagt Hannah.

Wenn man schreibt, egal ob es ein Brief an einen Freund ist oder an eine Firma, denkt man über sein eigenes Leben nach. Zwangsläufig. Mir jedenfalls geht es so. Ich habe stets die Befürchtung, ich könnte dabei zu viel von mir preisgeben. Was ich schreibe, selbst wenn es reine Sachlichkeit ist, ist doch mehr von mir, als ich jemals aussprechen wollen würde. Eingebrennt in eine Festplatte und einmal ausgedruckt: auslöschar nur mittels Aktenvernichter. Man sollte nicht so viel von sich festhalten, das ist einfach nicht gut. Nicht so oft über sein Leben nachdenken. Und vor allem: anderen Leuten nicht so viel davon mitteilen. Denn man kann nicht genug alleine sein, wenn man über sein Leben nachdenkt.

Ich lösche die letzten beiden Absätze des Schreibens, das ich gerade verfasse. Dann auch noch die drei Absätze davor. Aus jedem Wort, jeder einzelnen Silbe scheint mir das entgegenzustarren, was ich bin. Was keiner kennen soll. Was ich nicht einmal selbst kennen möchte. Ich denke an die Frau, die mich geboren hat. Viel zu oft denke ich an sie. Schon wenn ich mir vornehme, nicht an sie zu denken, denke ich bereits an sie und dafür hasse ich mich dann fast ebenso sehr, wie ich sie hasse. Sie ist schon lange nicht mehr Teil meines Lebens, doch sie verfolgt mich noch immer.

Die Zeiger auf meiner Armbanduhr rücken unaufhaltsam weiter. Ich überlege, ob es nicht doch eine Fluchtmöglichkeit für mich gibt, um nach der Arbeit nicht mit Hannah

in ein Café gehen zu müssen. Seit der Sache mit dem Fahrstuhl vorhin ist sie noch aufmerksamer als ohnehin schon. Aber sie kann nicht den ganzen Nachmittag in ihrem Büro sitzen; irgendwann wird sie in ein anderes Zimmer müssen oder die Toilette aufsuchen. Ich öffne meine Tür einen kleinen Spalt und stelle fest, dass Hannahs Tür offensteht. Aus meiner momentanen Perspektive kann ich ihren Schreibtisch nicht sehen, also schiebe ich die Tür noch ein bisschen weiter auf und strecke den Kopf nach draußen. Hannah sieht von ihrem Schreibtisch auf, grinst und ruft ein fröhliches *Vergiss es!* zu mir herüber.

Als wir uns dann im Café gegenüber sitzen, mustert sie mich erwartungsvoll. Ob ich ihr nicht etwas zu sagen hätte, will sie wissen. Ich fühle mich unbehaglich, weil ich keine Ahnung habe, worauf sie anspielt.

Ich will nicht über den blöden Fahrstuhl reden, sage ich.

Dachte ich mir schon, meint sie, musst du auch nicht, jeder schleppt irgendeine blöde Angst mit sich herum. Abgesehen davon hast du wirklich nichts, was du loswerden möchtest, etwas Gutes vielleicht? Ich schüttele irritiert den Kopf. Hannah verdreht die Augen. *Ich weiß ja, dass du nicht gerne von dir erzählst,* sagt sie, als sie merkt, dass ich mich freiwillig zu keiner Äußerung hinreißen lassen werde. *Aber da du nie Schmuck trägst und das da an deiner Hand aussieht wie ein Verlobungsring ...*

Ich starre auf das verräterische Zeichen an meiner Hand. Ich hatte vergessen, dass ich den Ring noch immer trage, er fühlt sich so vertraut an.

Ist kein Verlobungsring, behaupte ich dann. Hannah scheint schwer enttäuscht; sie habe gedacht, ich hätte vielleicht den

Traumprinzen gefunden. *Ich bin ganz gern Single, stelle ich klar und sie sagt: Glaub ich dir nicht!*

Änderung meiner Taktik. *Du denkst, ich führe ein furchtbar trauriges, einsames Leben, werfe ich Hannah vor und versuche auf diese Weise, ihr ein schlechtes Gewissen zu machen, damit sie ihre Fragerei aufgibt.*

So habe ich das nicht gemeint, entgegnet sie; rutscht dabei unruhig auf ihrem Stuhl herum, das Zeichen für mich, mit meinen Vorwürfen weiterzumachen, um die Gute-Freundinnen-beim-Kaffetrinken-Farce baldmöglichst beenden zu können.

Doch, hast du, sage ich. Du glaubst, dass jemand, der solo ist und nicht ständig mit anderen Leuten rumhängt, überhaupt nicht glücklich sein kann. Wahrscheinlich denkst du, dass ich mit meinen siebenundzwanzig Jahren langsam mal Torschlusspanik bekommen sollte. Weil du die Schallgrenze auch bald überschreitest und meinst, jeder müsse davor Angst haben, so wie du!

Hannah hat während meiner Ausführungen weiter auf dem Stuhl herumgezappelt. Plötzlich hört sie damit auf, kramt in ihrer Tasche, bis sie ihre Geldbörse findet, und winkt eilig die Bedienung heran. *Wenn du glücklich bist, ist es okay, sagt sie, nachdem sie bezahlt hat. Sie steht auf und fügt hinzu: Aber wenn nicht, dann kann ich dir offenbar auch nicht helfen.*

Es tut mir leid, Hannah verärgert zu haben, aber ich kann es nicht ändern. Niemand sollte zu viel von seinem Leben preisgeben. Nicht, wenn er es selbst nicht kennen möchte.

Auf jeden Fall muss ich vorsichtiger sein. Der Ring erweckt zu viel Aufsehen. Ab jetzt lasse ich die linke Hand in

der Hosen- oder Jackentasche verschwinden, wann immer es nur geht. Mit Erfolg, das Schmuckstück fällt niemandem mehr auf. Fünf Tage lang. Dann beschließe ich, dass es an der Zeit ist, etwas zu unternehmen.

Ich suche den Ort auf, an dem ich den Ring gefunden habe. Dieses Mal scheint keine Sonne. Mir ist, als spüre ich die Präsenz der Frau, die den Ring vor mir getragen hat. Sie hat hier gestanden, an dieser Stelle, und vielleicht den Horizont betrachtet. Dann hat sie etwas verloren. Oder weggeworfen.

Aufmerksam suche ich den Boden nach weiteren Hinweisen ab und finde tatsächlich etwas: ein fleckiges Foto, das sich in Grasbüscheln verfangen hat, ein paar Meter vom Weg entfernt zwischen den Bäumen. Ich betrachte es eine Weile. Es zeigt einen schlanken jungen Mann mit hoher Stirn, dunklen Haaren und einer schmalen, etwas zu langen Nase. Kann das Marc sein? Das Foto ist unvollständig, ein Teil ist abgerissen und fehlt. Auf der vollständigen Fotografie muss sich noch eine weitere Person befunden haben, denn ein Frauenarm hakt sich bei dem Mann unter, ist etwas unterhalb der Schulter durch die unregelmäßige Abrisskante des Papiers vom Körper abgetrennt. Ich drehe das Foto um; auf der Rückseite steht: *N. + M., 05/2001*.

Es gibt keinen Beweis dafür, dass das Foto etwas mit dem Ring zu tun hat, nur ein paar vage Indizien: die zeitliche Nähe der beiden Datumsangaben, 05/2001 und 11.07.2001, sowie die in unmittelbarer Nähe zueinander gelegenen Fundorte der beiden Gegenstände. Und das *M.* auf dem Foto könnte für *Marc* stehen. Könnte.

Ratlos setze ich mich auf einen großen Stein am Wegrand. Die unsichtbare Sonne wird bald untergehen und

meine Fragen mitnehmen. Der Ort, an dem ich mich befinde, wirkt surreal und verzerrt. Mir fehlt etwas Echtes, das keine Fragen zurücklässt. Doch hier ist nichts außer einem unvollständigen Foto und einem silbernen Ring, der niemandem gehört, der nichts über seine ehemalige Besitzerin verrät und lediglich einen Allerweltsnamen preisgibt.

Ich berühre die Rinde eines nahestehenden Baumes, will etwas Reales spüren. Doch ich habe nicht erwartet, dass sie sich so unwirklich anfühlen würde. Eigentlich nachvollziehbar. Man berührt nichts jemals wirklich, kein Atom auf der Welt stößt jemals auf ein anderes, zwischen allen ist ein minimaler Abstand. Man spürt nie die Dinge an sich, nur ihren Abstand zueinander, elektromagnetische Wechselwirkung bestenfalls; das sollte doch eigentlich wie ein ständiger Schmerz sein, ein ständiges Fehlen von allem. Nichts auf der Welt berührt jemals etwas anderes. In diesem Moment ist mir, als sei es nicht richtig, dass die Haut, die sich von oben bis unten über meinen Körper zieht, mich umschließt. Als müsse sie abfallen, weil sie keine Daseinsberechtigung hat. Wozu braucht es diese Trennlinie? Grenze zu anderen Grenzen, mehr ist sie nicht.

Es scheint wenig erfolgversprechend, noch länger auf eine zündende Idee zu warten, und so mache ich mich auf den Rückweg. Ich werde den Ring im Fundbüro abgeben müssen, wenn ich erfahren will, ob ihn jemand vermisst. Ich muss herausfinden, wer ihn einst getragen hat. Aber einfach weggeben kann ich ihn nicht.

An der übernächsten Ecke weiß ich einen Juwelier. Als ich das Geschäft betrete, kommt ein älterer Herr auf mich zu;

ich bin die einzige Kundin. Eifrig fragt er, was er für mich tun könne. *Ich möchte eine exakte Nachbildung dieses Ringes anfertigen lassen*, sage ich nervös.

Ein schönes Stück, bemerkt er lächelnd, und als ich keine Anstalten mache, etwas zu erwidern: *Wenn Sie ihn bitte abnehmen möchten*.

Natürlich, sage ich, hole tief Luft und halte den Atem an. Der Ring gleitet von meinem Finger.

In einem Nebenraum taucht das Gesicht eines jüngeren Mannes auf, eingerahmt von schwarzen, lockigen Haaren. Meine Gedanken sind schwerfällig, kreisen um das Schmuckstück, das der Juwelier jetzt inspiziert, zwischen seinen Fingern dreht und wendet wie ein Zauberer, der gleich mit irgendeinem Trick eine Münze verschwinden lassen wird.

Sie sagten, eine exakte Nachbildung, höre ich die Stimme des Juweliers, *soll der Ring auch diese Gravur bekommen?* Ich nicke. *Dauert ungefähr zwei Wochen*, sagt er. Ob es nicht etwas schneller ginge, erkundige ich mich, doch er antwortet, das sei kaum möglich, da der Ring extra angefertigt werden müsse. Vielleicht zehn Tage, meint er unter nachdenklichem Wiegen seines Kopfes, aber versprechen könne er nichts.

Wohl oder übel akzeptiere ich die Bedingungen und bespreche noch einige Details mit ihm. Ich betrachte den Ring, der auf dem Tresen liegt, am liebsten möchte ich danach greifen und den Laden einfach wieder verlassen.

Nimmst du bitte die Daten der Kundin auf, wendet sich der Juwelier an den jungen Mann, der nun aus dem Nebenraum in den Verkaufsraum tritt. Die lockigen Haare folgen der Bewegung seines Nickens, während der Juwelier im Hintergrund verschwindet.

Silber, sagt der Jüngere, der nun das Schmuckstück ebenfalls in Augenschein nimmt. Und mit Gravur, wie schön, dann trägt Ihr Verlobter auch einen? Ich nicke.

Heutzutage ist es selten, dass beide Partner einen Verlobungsring tragen, fährt er fort. Eine bedauernswerte Entwicklung, wenn Sie mich fragen. Ein Ring nur für die Frau, möglichst teuer, mit dem größten Brillant, den der männliche Geldbeutel hergibt, das hat doch fast schon etwas Trauriges. Obwohl man als Juwelier an einem teuren Ring natürlich mehr verdient.

Alles hat seine Vor- und Nachteile, sage ich, um seinen Monolog zu beenden; der Mann geht mir auf die Nerven, strengt mich an. Ich schiebe meine Visitenkarte über den Tresen, damit er die Daten erfassen kann.

Das ist wohl wahr, lacht er, mustert mich: Wie lange tragen Sie ihn denn schon?

Lesen Sie doch selbst, gebe ich gereizt zurück, wir haben das Datum der Verlobung eingravieren lassen.

Das Lügen verursacht Übelkeit und ein Schwindelgefühl. Ich hasse so etwas. Gemächlich beginnt der Mann, ein Programm auf dem Computer aufzurufen.

Wie war denn der Antrag?, fragt er weiter.

Das geht Sie nichts an, entgegne ich so laut, dass es der Alte im Nebenzimmer hört und sich stirnrunzelnd an der Tür zum Verkaufsraum positioniert. Der Jüngere sieht ihn nicht, erfasst nun schweigend meine Daten. Die Stille hält jedoch nur kurz an.

Ich frage, weil man als Mann ja gerne vorbereitet ist, wenn man selbst einmal in die Situation kommt. Die richtigen Worte zu finden, das passende Drumherum zu schaffen. Sie hätten es doch bestimmt schade gefunden, wenn Ihr Verlobter dabei nicht das Richtige ...

Der Alte tritt eilig hinter ihn. *Lässt du bitte die Kundin in Ruhe*, weist er den unbeholfenen Kerl zurecht, scheucht ihn wieder in den Nebenraum und wendet sich mir zu: *Entschuldigen Sie die Unannehmlichkeiten. Ich werde mich darum kümmern, dass Ihr Ring besonders schnell fertig wird.*

Beim Gehen hält er mir die Tür auf. Ich verlasse das Geschäft. Die Nacht ist hereingebrochen und prallt an den Straßenlaternen und den Neonreklamen der Geschäfte ab. Falsches Licht. Ich denke an den Mond, unsichtbar, versteckt hinter zahlreichen Dachgiebeln.

Der nächste Tag passiert einfach, findet statt, als unterliege er einem Zwang. Dabei bin ich es, die dem Zwang unterliegt, die einfach stattfindet. Nach der Arbeit gehe ich auf direktem Weg nach Hause. Eigentlich hatte ich ein paar Kleinigkeiten im Baumarkt besorgen wollen, doch am Ende fehlte mir die Kraft, mich den hektischen Menschenmassen um mich herum zu stellen. Wenn ich in meine Wohnung komme, kehrt jedes Mal die Stille zurück. Der Blick aus dem Wohnzimmerfenster geht weit über die Stadt, er zeigt mir Betonskelette und stillstehende Kräne; eine verwaiste Mondlandschaft. Vor ein paar Tagen war es noch besser, als ich erst nach Hause kam, wenn die Dämmerung schon die Lichter und Neonreklamen entzündet hatte. Licht bedeutet Leben. Ich fühle mich müde, ausgezehrt und habe keine Ahnung, wie ich die nächsten Tage überstehen soll. Mir kommt es vor, als sei die Achse der Welt irgendwie verrutscht. Wie sonst kann es sein, dass ich von meinem Fenster aus über die Dächer der Stadt blicke und dennoch das sichere Gefühl habe, zu ihnen hinaufzusehen? Man ist ganz unten, wenn einem die Welt ringsum zu hoch vorkommt. Ergibt irgendwie keinen Sinn, das alles.

Ich zähle die Minuten, bis die Sonne untergegangen ist. Dreiundzwanzig. Dann habe ich nichts mehr zu tun. Mein Blick fällt auf die Antenne des Radios, die in den Raum hineinragt. Ich gehe zum Radio und biege die Antenne nach hinten; ich hasse Dinge, die auf mich zeigen. Weil ich schon dabei bin, drehe ich die Schere, die neben dem Radio auf dem Tisch liegt, mit der spitzen Seite nach hinten zur Wand. Das ist jedoch nicht ausreichend, stelle ich fest, und

bedecke sie zusätzlich mit einem Buch. Dann platziere ich das Radio darauf.

Ein unerwartetes Geräusch lässt mich zusammensucken: die Türklingel. Für einen Augenblick bin ich desorientiert und nicht sicher, ob ich mir das Klingeln vielleicht nur eingebildet habe. Es kommt nicht besonders häufig vor, dass jemand zu mir will. Doch kurz darauf schellt es ein weiteres Mal und ich drücke auf den Türöffner, obwohl mir der Sinn nicht nach Besuch oder sonstigen zwischenmenschlichen Attacken steht. Eine Gegensprechanlage gibt es nicht und so warte ich mit erheblichem Unbehagen darauf, wen ich gleich durch den Spion den Flur entlanglaufen sehen werde.

Obwohl es da nicht allzu viele Möglichkeiten gibt, bin ich erstaunt, Hannah zu erblicken. Sie hat etwas in der Hand, das ich durch den Spion nur verzerrt wahrnehmen kann. Einen Moment lang steht sie unschlüssig vor meiner Tür, hält dabei einen gewissen Abstand, als sei sie noch unentschieden, ob sie meine Wohnung wirklich betreten möchte. Ihr Gesicht hat einen seltsamen Ausdruck, soweit man das von hier drinnen erkennen kann. Sie kaut auf ihrer Unterlippe herum und klingelt schließlich an meiner Wohnungstür. Ich warte einige Sekunden, dann öffne ich.

Hi, sagt sie unsicher. Mein erster Eindruck, den ich durch den Spion hatte, wird bestärkt. Sie ist ein anderer Mensch als sonst. Ein verwirrter Mensch. Und ich glaube, sie hat geweint.

Hi, antworte ich; mehr fällt mir nicht ein.

Darf ich reinkommen?, fragt sie.

Drinnen schält sie sich umständlich aus ihrem Anorak. Ich stutze einen Augenblick, denn es ist zwar abends noch etwas kalt, aber längst nicht so sehr, dass man einen dicken

Winteranorak tragen müsste. Ich schätze, sie hat wahllos nach irgendeiner Jacke gegriffen, als sie aus dem Haus gegangen ist. Sie ist heute etwas früher von der Arbeit weg. Da schien, bis auf die nach wie vor unterkühlte Stimmung zwischen uns, noch alles in Ordnung mit ihr. Wir setzen uns aufs Sofa und ich sehe sie fragend an.

Tut mir leid wegen neulich, sagt sie und rutscht dabei unbehaglich auf dem Sofa herum. *Weißt du*, fährt sie fort, *ich kümmere mich viel zu viel um Dinge, die mich nichts angehen.*

Ist schon okay, antworte ich und versichere ihr, ich wisse, dass sie es gut gemeint habe.

Nichts ist okay, sprudelt es aus ihr heraus, dann hält sie inne und schweigt. Fängt wieder an, auf ihrer Lippe herumzubeißen. *Ich habe ein Problem*, stellt sie endlich fest.

Und wieso kommst du damit zu mir?, will ich wissen. Diese Frage ist durchaus berechtigt, denn immerhin sind wir nur Kolleginnen, keine Freundinnen.

Ich muss mit jemandem sprechen, der mir nicht nahesteht, gibt sie zur Antwort. Mit den Zähnen reißt sie ein Stückchen Haut von ihrer Unterlippe ab, ein stecknadelkopfgroßes Blutströpfchen bildet sich. Sie hält noch immer krampfhaft etwas umklammert, wie sie es bereits vor meiner Wohnungstür getan hat. Das Etwas befindet sich in einer Plastiktüte.

Was ist in der Tüte?, frage ich.

Vergiss es, war eine blöde Idee, stößt sie hervor, springt vom Sofa auf und läuft zur Wohnungstür. Dass ich sie aufhalte, ist eher aus einem Impuls heraus als aus dem Bedürfnis, ihr helfen zu wollen. Hannah geht mich schließlich nichts an. Ich bekomme sie hinten am Anorak zu fassen, den sie sich im Laufen wieder übergezogen hat. Sie bleibt stehen, die

Hand bereits an der Türklinke, holt tief Luft. *Ich habe etwas gefunden*, teilt sie mir zögernd mit, *bei Olli*.

Hannah und ihr Olli. Im Großen und Ganzen scheinen die beiden glücklich zu sein. Aber was heißt das schon. Vielleicht hat Hannah gerade festgestellt, dass sie Olli überhaupt nicht kennt. Dass der Mensch, mit dem sie glaubte, im Großen und Ganzen glücklich zu sein, gar nicht wirklich existiert, ein anderer ist, ein Fremder. Der Ausdruck in ihrem Gesicht stützt diese Vermutung.

Sie sucht nach der Öffnung der zusammengeknüllten Tüte und zieht mit angewidertem Gesicht etwas daraus hervor. Einen BH aus roter Spitze. *Oh!*, entfährt es mir.

Das ist nicht meiner, stellt Hannah klar. Ich sage ihr nicht, dass ich mir das fast schon gedacht habe.

Was willst du jetzt tun?, frage ich sie stattdessen. *Du hast ihn doch hoffentlich darauf angesprochen?* Sie schüttelt den Kopf.

Vielleicht wollte er ihn dir schenken, sage ich nach kurzem Überlegen.

Sicher, giftet sie mich an, als sei ich diejenige, die etwas verbochen hat, und nicht Olli.

Warum denn nicht?, versuche ich an der Möglichkeit von Ollis Unschuld festzuhalten und Hannah schreit: *Weil das Ding völlig zerkrantscht zwischen dem Bett und der Wand klemmte!*

Oh, sage ich ein weiteres Mal.

Was anderes fällt dir dazu nicht ein?, fährt sie mich wütend an, leckt das Blut von ihrer Lippe, als würde sie es erst jetzt bemerken.

Du musst ihn darauf ansprechen, insistiere ich und füge altklug hinzu, dass man etwas wie das, was sie und Olli hätten, nicht einfach wegwerfen dürfe.

Und was ist das, was wir haben?, fragt Hannah. Darauf weiß ich keine Antwort.

Als sie gegangen ist, fühle ich, dass ich keine große Hilfe war. Ohne mich hätte sie dieselbe Entscheidung getroffen wie mit meinem Rat: eine Entscheidung der Wut, der Trauer und des Hasses. Menschen verzeihen eine ganze Menge, zu viel in meinen Augen, aber manches verhindert ein Verzeihen. Da gibt es einen Rezeptor, an den bestimmte Verletzungen und Vertrauensbrüche andocken, einen Rezeptor, den dieser Mensch hat und jener nicht. Für jeden Menschen stellt das eine große Unverzeihliche etwas anderes dar; für Hannah ist es offenbar genau dies. Wieder zwei Menschen mehr, die ihre Chance verspielt haben und alleine sind. Es ist ein anderes Alleinsein als das meine, denn mein Alleinsein ist selbstgewählt. Doch letzten Endes sind es nur zwei Farbtöne auf ein und derselben Palette.

Am folgenden Tag hat Hannah verweinte Augen. Sie näselte beim Sprechen, ihre Nase ist von der durchheulten letzten Nacht angeschwollen. Einige Male klingelt in ihrem Büro das Telefon und nachdem sie sich gemeldet hat, knallt sie jedes Mal wütend den Hörer wieder auf die Gabel. Olli wird so schnell nicht aufgeben, das weiß ich. Ein Mensch, der einen Fehler gemacht hat, hofft immer auf eine zweite Chance.

Auch mir geht es nicht gut. Tag zwei hat begonnen, Tag zwei von voraussichtlich mindestens zehn ohne den Ring. Warum dieser Gegenstand für mich eine solche Bedeutung hat, vermag ich nicht zu sagen. Aber ich weiß: Zehn Tage halten Zeit für alles bereit, was weh tut. Ich betrachte meine Hände, an denen sich keine Ringe befinden. Ich trage im

Allgemeinen keinen Schmuck, doch jetzt sehen die Hände leer aus, unvollständig. Wie kann es sein, dass noch nie ein anderer Mensch ein solches Zeichen an meinem Finger hinterlassen hat, dass ich noch nie diese Relevanz für jemanden hatte? Bisher hat es mich nicht gestört, doch nun erscheint es mir wie ein Makel.

Ich gehe heute früher, sagt Hannah, zu Hause kann ich wenigstens die Klingel abstellen und das Telefon ausstöpseln. Sie hat Olli rausgeschmissen, ohne Wenn und Aber. Er hat nicht einmal versucht zu leugnen. Sie scheint enttäuscht darüber zu sein. Seltsam, dass Menschen Lügen hören wollen, um bewiesen zu bekommen, dass sie jemandem etwas bedeuten. Wenn er es schon tue, dann könne er doch zumindest versuchen, Ausflüchte zu finden, sagt sie, dann wisse sie, dass er sie nicht verlieren wolle. Stattdessen sei er wie ein Hund mit eingezogenem Schwanz davongeschlichen. Jämmerlich.

Ich verstehe, was sie meint. Manchmal sind wir uns gar nicht so unähnlich, vielleicht im Schmerz, vielleicht in der Wut. Obwohl ich mich mit diesem Gedanken alles andere als wohlfühle, hat er doch etwas Tröstliches, etwas Gemeinschaftliches.

Um Punkt zwölf verschwindet Hannah. Es ist Freitag, ein verdammtes Glück für sie, denn bis halb drei, dem Ende der Kernzeit an den übrigen Tagen, hätte sie es sicher nicht ausgehalten. Um zwanzig vor eins steht Olli mit Blumen vor ihrem verschlossenen Büro. Aus dem angrenzenden Zimmer streckt Jürgen interessiert den Kopf heraus. *Is schon wech,* meint er. Olli dreht sich zu meiner geöffneten Tür um. Ich zucke mit den Schultern. Sie kann so etwas nicht verzeihen, akzeptiere es, sagt mein Blick. Er begreift, dreht

sich um und geht. Ich sehe ihm von der Zimmertür aus hinterher. An der nächsten Biegung des Korridors streift er mit dem Strauß achtlos an der Wand entlang. Eine noch nicht vollständig geöffnete Blüte fällt herab, wie in einer schlechten Filmszene. Er bemerkt es nicht, doch selbst wenn, hätte er es wohl nicht registriert. Ich weiß, was das für ein Gefühl ist. Die Nervenbahnen leiten die Reize nicht mehr richtig weiter, etwas unterbricht den Fluss und man begreift nicht mehr. Dinge geschehen, aber man spürt sie nicht. Das kann hilfreich sein, macht vieles leichter. Wie beim Träumen, wenn man zwar erlebt, aber nicht versteht. Du hast es selbst zerstört, du ganz allein, denke ich. Und zugleich tritt das Zerstörte aus meiner eigenen Vergangenheit vor meine Augen, ohne dass ich es verhindern könnte. Es beginnt mit der Bestie, die mich geboren hat. Es beginnt jedes Mal mit ihr. Und dann endet es, mal bei diesem, mal bei jenem Menschen, der mich enttäuscht hat.

Nach der Arbeit fühle ich mich ungewöhnlich erschöpft und schlafe ungefähr eine halbe Stunde, vollständig angezogen, auf meinem Sofa. Seltsamerweise habe ich den Eindruck, mich an den Schlaf erinnern zu können, als hätte ich ihn bewusst erlebt. Warum erinnere ich mich an Schlaf, aber nicht an alle Momente meines Wachseins? Gegen zweiundzwanzig Uhr verlasse ich die Wohnung, nehme die Stadtbahn und sehe mir in einem kleinen Kino einen mittelmäßigen Kurzfilm an. Konzentriert fixiere ich die Leinwand, bis der letzte Name im Abspann durchgelaufen ist. Es ist lange her, seit ich das letzte Mal im Kino gewesen bin. Danach esse ich in einem chinesischen Restaurant, das als einziges Lokal in der Nähe noch geöffnet hat, irgendetwas,

das nach Huhn schmeckt. Ich habe mir die Gerichte auf der Karte nicht angesehen, nur die Nummern, die davorstehen. Die 137 habe ich ausgewählt, weil mir die Zahl gefällt.

Normalerweise vermeide ich es, alleine in einem Restaurant zu essen. Vermeiden ist eigentlich nicht das richtige Wort; die Wahrheit ist, ich würde es sonst niemals tun, unter keinen Umständen. Wenn man alleine in einem Restaurant sitzt, wird man von den Leuten angestarrt. Die Leute starren auch im Bus, in Wartezimmern und in Bahnhofshallen. Doch am schlimmsten sind die Blicke in den Restaurants. Dort werfen die Gesichter in meiner Wahrnehmung lange Schatten, die einander niemals begegnen. Auf der Straße kann ich vor den Blicken davonlaufen. In Bussen kann ich aus dem Fenster sehen, sodass ich sie nur noch auf meinen Wangenknochen spüre. Dort kann ich fliehen, so oder so, zumindest teilweise. Hier nicht. Ich habe diese Blicke lange Zeit ertragen, sie ausgesessen, immer wieder, bis ich eines Tages aufgehört habe, in Restaurants zu gehen.

Heute jedoch fühle ich mich trotz meiner Verfassung stark genug dafür; vielleicht auch nur zu schwach für alles andere. Die Dinge sind so verdreht seit einigen Tagen, haben Bedeutungen getauscht, Prioritäten. Ich bleibe, bis das Restaurant schließt. Die Straßen sind dennoch nicht leer, als ich gehe. Erstaunlich, wie viele Leute um diese Uhrzeit noch ihr Leben zwischen fremden Häusern vergeuden.

Eine Weile laufe ich ziellos umher. Das Erscheinungsbild der Gebäude verändert sich, die Gegend wirkt heruntergekommen. Schließlich stehe ich vor einer Bar. Nur Kneipen haben um diese Uhrzeit noch geöffnet. Der Schriftzug *Tommys Eck* leuchtet giftgrün über dem Eingang. Ich habe keine Lust, jetzt schon nach Hause zu gehen, obwohl es

bereits halb eins ist. Wie sie mich alle ankotzen! Perger mit seiner Rattenschnauze, Bernd mit seinem Geiz, Hannah mit ihrem Selbstmitleid. Die Bar sieht alles andere als einladend aus, dennoch gehe ich hinein.

Im Innern finde ich den äußeren Eindruck bestätigt. Ein paar Männer lungern träge am Tresen herum, vor sich halb geleerte Biergläser. Dicke Rauchschwaden vernebeln die Sicht. Die junge Bedienung zapft gerade ein Bier, ihr Gesicht trägt bereits die verlebten Züge einer alten Frau. Als ich meinen Blick noch ein wenig umherschweifen lasse, bemerke ich einen weiteren Gast an einem Tisch in der hintersten Ecke des Raumes, eine verschwommene Silhouette hinter von Funzellicht durchdrungenen Rauchschwaden. Ich kneife die Augen zusammen, um besser sehen zu können. Meine Hände verkrampfen sich in meinen Jackentaschen. Die stickige, überhitzte Luft wird mit einem Mal kalt wie Eis. Dort hinten sehe ich sie. Ihr granatrotes Haar, ihre von einer tiefen Nachdenklichkeit geprägten Gesten, während sie in einer Zeitschrift blättert. Obwohl sie die Haare etwas länger trägt als früher und inzwischen Mitte dreißig sein muss, besteht kein Zweifel: Sie ist es. Aber wie kann das sein? Was sucht sie hier, in dieser Stadt?

Ich mache auf dem Absatz kehrt, stürze Hals über Kopf aus der Bar hinaus. Ich glaube nicht, dass sie mich gesehen hat; sie bekommt nie viel von ihrer Umgebung mit, wenn sie in Gedanken ist. Ich verstecke mich hinter der nächsten Ecke und warte, ob sie meinen überstürzten Aufbruch vielleicht doch bemerkt hat und mir zu folgen versucht. Nichts dergleichen passiert. Mein Atem rasselt. Einen Moment lang fürchte ich, das Bewusstsein zu verlieren.

Die Schritte, die ich brauche, um nach Hause zu gelangen, fühle ich nicht. Ich berühre den Boden, doch er ist nicht da, er flieht vor mir, lässt mich in reines Nichts treten. Es ist lange her, seit ich zum letzten Mal dieses Gefühl hatte.

Als es dämmt, stehe ich hinter dem geschlossenen Fenster meines Schlafzimmers. Die Geräusche der Nacht sollen nicht hineingelangen, das würde ich nicht ertragen. Durch die Scheibe presst sich sanft eine Welt an mich heran, der es heute an etwas ganz Entscheidendem mangelt: der Vorstellung, dass mein Leben eines Tages wieder Sinn ergeben könnte, dass der Tag, an dem unsere Wege sich trennten, durch irgendein Ereignis, und wenn auch nur ein theoretisches, geheilt werden könnte.

Menschen treffen sich, haben füreinander eine bestimmte Bedeutung und trennen sich irgendwann wieder oder ihre Leben bleiben für immer miteinander verflochten. Menschen, die einander viel bedeuten, bleiben üblicherweise in Kontakt, Menschen, die einander weniger bedeuten, verlieren sich aus den Augen. Soweit die Theorie. Doch manchmal verlieren sich auch Menschen, die einander sehr viel bedeutet haben, und dann können zwei Dinge passieren: Sie finden sich damit ab oder sie haben fortan kein Leben mehr.

Ich lernte Katja kennen, als ich gerade Fuß gefasst hatte. Ein Jahr nach meinem Examen hatte ich zum ersten Mal eine Arbeit, mit der ich mich einigermaßen wohl fühlte. Liert war ich zwar nicht, aber ich hatte ein paar nette Bekannte und fühlte mich gut aufgehoben. Dann war sie da, eines Tages, wie aus dem Nichts. In meiner Mittagspause, die ich meist im nahegelegenen Park verbrachte, sah ich sie auf einer Bank unter dem großen Baum vor dem See sitzen und die Enten füttern. Ihre roten Haare leuchteten in der Mittagssonne. Ganz entgegen meiner sonstigen Gewohnheit setzte ich mich zu ihr und sprach sie an. Nach dieser Mittagspause war ich überzeugt davon, dass sie einer jener Menschen wäre, die nie wieder aus meinem Leben verschwinden würden. Und doch tat sie es. Ohne Erklärung, ohne ersichtlichen Grund. Bis heute. Und nun war Katja wieder aufgetaucht; Jahre später, in einer anderen Stadt, in einer Kneipe, in die weder sie noch ich unter normalen Umständen auch nur einen einzigen Fuß gesetzt hätten.

Am Abend habe ich mich wieder so weit gefasst, dass ich der Begegnung nicht länger aus dem Weg gehen will. Ich werde den Zufall entscheiden lassen. Vielleicht kennt sie jemand in dieser Kneipe und weiß, wie ich sie erreichen kann. Wenn ich die Chance dazu bekomme, werde ich sie mit all meinen Fragen konfrontieren. Der heutige Samstagabend bietet sicher die beste Gelegenheit, auf jemanden zu treffen, der mir weiterhelfen kann.

Den Weg zu *Tommys Eck* finde ich nicht auf Anhieb, ich hatte mir den Namen der Straße nicht gemerkt. Erst nach einigem Herumirren in der Gegend erscheint der Schriftzug in meinem Blickfeld. Als ich durch die Tür gehe, rechne ich nicht wirklich damit, dass Katja heute schon wieder hier sein könnte, das wäre ein zu großer Zufall. Doch sie ist tatsächlich da. Sitzt am hintersten Tisch, in ein Buch vertieft, von nichts Notiz nehmend. Durch das schummrige Licht hindurch erscheint mir ihr Profil seltsam verzerrt und durchbrochen, wie eine abstrahierte Zeichnung. Ich halte den Atem an, während ich mich Schritt für Schritt auf sie zubewege. Sie kann mich nicht sehen, hat dem Lärm der Bar den Rücken zugekehrt; völlig versunken ist sie in ihre Lektüre, nur manchmal, wenn einer der Männer ein donnerndes Lachen ausstößt oder ein Bierglas lautstark auf dem Tresen abgestellt wird, zuckt sie minimal zusammen. Ich bin überzeugt, dass ich der einzige Mensch auf der Welt bin, der es sehen kann. Niemand sonst könnte diese winzigen Erschütterungen ihres Körpers wahrnehmen.

Endlich stehe ich hinter ihr, beuge mich zu ihr herab, langsam und schwerfällig formt mein Mund ein einziges Wort: ihren Namen. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob irgendein Ton die Bewegung meiner Lippen begleitet hat.

Doch es muss so gewesen sein, denn sie dreht sich um und sieht mich erstaunt an. Ich starre sie an wie einen Geist. Jedwede mögliche Variante dieses Zusammentreffens habe ich durchgespielt, auf alles bin ich vorbereitet gewesen, doch das hatte ich nicht erwartet: Es ist nicht Katja.

Kann ich Ihnen helfen?, fragt die Fremde. Ihre Stimme ist sanft, passt nicht in diese Umgebung.

Entschuldigen Sie, stottere ich, *ich habe Sie mit jemandem verwechselt*. Sie lächelt verständnisvoll, als passiere ihr Derartiges häufiger, streicht sich eine Haarsträhne aus der Stirn.

Möchten Sie sich vielleicht trotzdem zu mir setzen?, fragt sie nach kurzem Zögern. Sie ist wohl etwas jünger als Katja jetzt sein müsste, etwa so alt wie ich. *Ich heiße Janine*, sagt sie und streckt mir ihre Hand entgegen.

Das Angebot der Fremden irritiert mich. Fast macht es den Eindruck, als habe sie nur darauf gewartet, dass ich sie anspreche. Mein erster Impuls ist, ihr Angebot auszuschlagen. Doch dann überlege ich es mir anders. *Gerne*, entgegne ich, ergreife ihre Hand und nenne meinen Namen.

Als ich ihr gegenüber sitze, betrachte ich sie genauer. Zu meinem Erstaunen hat sie keinerlei Ähnlichkeit mit Katja. Sogar das Rot ihrer Haare, das ich ganz deutlich zu sehen glaubte, entpuppt sich als helles Braun, das im Funzellicht der Bar einen rötlichen Schimmer annimmt. Ihre Mimik und ihre Gesten jedoch sind beinahe die von Katja. Wenn sie überrascht ist, rücken ihre Augenbrauen etwas näher zusammen und ihre Nasenflügel heben sich, sodass ich einige feine Nasenhärchen zu erkennen vermag. Und sie schlägt die Seiten des Buches um, indem sie zunächst von unten leicht gegen die umzublätternde Seite stößt, damit sie sich von der folgenden löst; das habe ich gesehen, als ich vorhin

hinter ihr stand. All diese Kleinigkeiten sind bei ihr und Katja völlig identisch. Aber ansonsten?

Mit wem haben Sie mich denn verwechselt?, reißt ihre Frage mich aus meinen Gedanken. *An wen habe ich Sie erinnert, wenn ich das fragen darf?*

An eine alte Bekannte, antworte ich.

Janine nickt. *Sie tragen die Erinnerung in Ihren Augen*, sagt sie, *nicht viele Menschen tun das*.

Erinnerungen haben wir alle, versuche ich ihre Worte zu relativieren, *gute und schlechte*.

Schon klar. Die Frage ist, wie wir damit umgehen. Ich glaube, Sie versuchen es mit Davonlaufen, mit Abschottung, aber in Ihren Augen bleibt es gerade deshalb so deutlich stehen.

Ihre Äußerungen lassen mich misstrauisch werden. Ich will nicht, dass eine fremde Person irgendetwas in meinen Augen zu erkennen glaubt. Meine Haut fühlt sich plötzlich dünn an, wie Papier.

Sie kennen mich doch gar nicht, sage ich; da ist etwas Schroffes in meiner Stimme.

Stimmt, antwortet sie verlegen, *sorry, ich hätte so etwas nicht sagen sollen*.

Die junge Kellnerin mit den verlebten Gesichtszügen tritt an unseren Tisch und fragt, was ich bestellen möchte. Ich nehme eine Cola und warte angespannt, bis sie endlich wieder fort ist.

Warum haben Sie mich eigentlich gefragt, ob ich mich zu Ihnen setze?, will ich von Janine wissen, als wir wieder ungestört sind. Sie sieht mich nachdenklich an und unwillkürlich kehrt die Erinnerung an Katja in mein Gedächtnis zurück.

Wenn Sie in einem fremden Menschen jemanden wiederzuerkennen glauben, meint sie, *dann bedeutet das, dass Sie*

irgendjemanden sehr vermissen. Ich wollte Sie damit nicht alleine lassen.

Als ich nichts erwidere, fragt sie mich, ob ich ihr von jemandem erzählen wolle. Ich stehe abrupt auf. *Danke*, sage ich, *kein Bedarf*. Sie sieht mich mit hochgezogenen Brauen an und ich füge hinzu, dass ich ihr sehr verbunden sei für ihre Fürsorge, diese sei jedoch vollkommen überflüssig.

Verstehe, sagt sie, *aber falls Sie es sich anders überlegen, wissen Sie ja, wo Sie mich finden können.*

Nur Sekunden später, so scheint es mir, bin ich wieder zu Hause. Draußen ist es stockdunkel. Der Heimweg ist mir nicht im Gedächtnis geblieben. Ich betrachte das Sofa, den Herd, die Heizung. Schon wieder ist mir Zeit verloren gegangen, obwohl ich sie so mühsam zusammenzuhalten versuche. Ich drehe die Stereoanlage auf Maximum. Die Nachbarn sehen mich am Tag nach solchen Lärmattacken jedes Mal missmutig an, wenn sie mir auf dem Flur begegnen, doch sie sagen nichts dazu. Es kommt nicht oft vor, dass ich so etwas mache; das dürfte auch der Grund dafür sein, dass sie es mir durchgehen lassen. Vielleicht wissen sie auch einfach nicht, wie sie es sagen sollen.

Dieses Mal geht es mit der lauten Musik allerdings nicht so glimpflich aus wie sonst. Liegt wahrscheinlich an der Uhrzeit. Kurz vor Mitternacht klingelt es Sturm an meiner Wohnungstür. Durch den Spion erkenne ich den Heppner, der unter mir wohnt. Er ist über sechzig und Rentner. Unter dem Bademantel, den er sich übergeworfen hat, lugt eine grün-weiß gestreifte Pyjamahose hervor. Die Haare stehen wirr in den unmöglichsten Richtungen von seinem Kopf ab. Ich überlege, ob ich überhaupt aufmachen soll. Dann

tue ich es, weil der Idiot nicht aufhört zu klingeln. Natürlich könnte ich die Klingel einfach abstellen, aber dann würde er mir sicher bald die Polizei auf den Hals hetzen, der alte Giftzwerg. Seine Augen schleudern Blitze, kleine, bösartige Schweinsäugleinblitze. Die Musik ist immer noch auf voller Lautstärke, ich habe sie nicht abgestellt. Warum auch. Ihr könnt mich alle mal!

Sind Sie irre geworden?, keift der Heppner mich an, kaum dass die Tür einen Spalt breit geöffnet ist. *Machen Sie das aus!*, brüllt er weiter gegen die Musik an, als ich ihn nur schweigend anschau.

Schon geschlafen?, frage ich, anstatt das Verlangte zu tun. Ohne zu antworten schiebt er mich zur Seite, marschiert quer durchs Zimmer zur Stereoanlage und stellt sie ab. Dann baut er sich mit seinen ein Meter siebenundsechzig vor mir auf.

Das war das letzte Mal, dass ich Ihnen das durchgehen lasse!, kreischt er, noch immer mit einer Lautstärke, als müsse er gegen die Musik ankommen.

Is klar, sage ich und bugsiere ihn wieder zur Tür hinaus. *Nacht, Herr Heppner.*

Er schimpft vor meiner Tür noch eine Weile vor sich hin. Dann scheint er jedoch einigermaßen überzeugt, dass sein Auftritt mich wieder auf den richtigen Weg gebracht hat, und schlurft davon.

Erst jetzt nehme ich wahr, dass die Musik verstummt ist. Es ist leer, überall, die Luft ist leer, meine Wohnung ein einziges Vakuum. Das Atmen fällt mir schwer. Es ist Samstag. Erst Samstag.